Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3, L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 418. **Dienstag** den 18. August 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 18. August.

Bodenlos.

Aus ostmärkischen Kreisen schreibt man uns: Ein in Dortmund erscheinendes polnisches Blatt hatte neulich den Vorschlag gemacht, die deutschen Katholiken sollten in ostmärkischen Bezirken, besonders im Wahlkreise Fraustadt-Lissa — der diesmal in die Hände eines entschieden deutschgesinnten Mannes übergegangen ist — für die polnischen Bewerber stimmen; zur Belohnung würden die Polen in Rheinland-Westfalen für das Zentrum eintreten. Die „Kölnische Volkszeitung" hatte den Vorschlag dieses saubern Tauschgeschäfts ohne Kommentar wiedergegeben, woraus zu schließen war, daß sie dem Gedanken zustimmte. Es ist aber noch viel besser gekommen. Die „Germania" hatte den Vorschlag des Dortmunder Polenblattes zurückgewiesen, nicht aus national deutscher Entrüstung, sondern nur mit dem sachlichen Bemerken, daß in Fraustadt-Lissa Zentrum und Polen nicht ausreichten, den Wahlkreis zu erobern, sondern daß die Entscheidung bei den Freisinnigen liege. Diese Auslassung der „Germania" wird nun von dem rheinischen Zentrumsorgane als Handhabe benutzt, nochmals auf die Sache zurückzukommen und nunmehr den Plan des Polenblattes nachdrücklich zu empfehlen. Die „Kölnische Volkszeitung" schreibt: „Ob überhaupt freisinnige Wähler vorhanden sind, wissen wir nicht, jedenfalls sind sie nicht zahlreich. . . Tatsächlich war ja auch der Wahlkreis mehrfach durch einen Polen, und einmal durch das Zentrum vertreten, und was in der Vergangenheit möglich war, wäre auch diesmal möglich gewesen und sollte auch für die Zukunft bei gutem Willen möglich sein." Wenn das rheinische Blatt sagt, es wisse nicht, ob in dem Wahlkreise Freisinnige vorhanden seien, so ist dies recht naiv; es hätte bloß die amtliche Statistik nachzuschlagen brauchen, dann hätte es sehen können, daß die Freisinnigen bei den Wahlen von 1890 nahezu 3000, und bei denen von 1893 ungefähr 2000 Stimmen aufgebracht haben; bei den Wahlen von 1898 waren es allerdings nur noch etwas über 1300 Stimmen, aber damit immer noch genug, um die Entscheidung in der Hand zu haben. Viel bodenloser aber als die Unwissenheit der „Kölnischen Volkszeitung" über die ostmärkischen Verhältnisse, über die sie sich mit so großer Vorliebe ausläßt, ist die auch hier wieder bekundete undeutsche Gesinnung. Plaidiert sie doch ausdrücklich für ein Schachergeschäft, durch das ein der Mehrheit seiner Bevölkerung nach entschieden deutscher Wahlkreis den Polen ausgeliefert werden soll. „Bei gutem Willen" — dieser Ausdruck macht sich in Verbindung mit einem so unsauberen Geschäfte ganz besonders schön — soll also in Zukunft dieser Wahlkreis wieder in die Hände der Polen fallen. Dieser „gute Wille" wird aber nicht vorhanden sein, denn ein Teil der deutschen katholischen Wählerschaft des Wahlkreises gehört glücklicherweise nicht dem Zentrum an, sondern teils den Konservativen, teils den Freisinnigen, und diese katholischen Wähler werden sich nach der von diesen Parteien ausgegebenen Parole richten, nicht nach derjenigen der „Kölnischen Volkszeitung".

Die badischen Wahlen in Kreuzzeitungsbeleuchtung.

Die Vorliebe der „Kreuzzeitung" für den Klerikalismus wird durch nichts so deutlich illustriert, wie durch ihre Stellung zu den bevorstehenden badischen Landtagswahlen. Im badischen Landtage kann es sich nur darum handeln, ob der gemäßigte Liberalismus oder der Klerikalismus die Vormacht besitzt; die Konservativen spielen nur eine ganz geringfügige Rolle. Wenn aber die „Kreuzzeitung" die Wahlvorbereitungen der liberalen Parteien mit hämischen Glossen bekleidet, so geschieht dies nicht im Interesse ihrer eigenen, der konservativen Partei, sondern zu Nutz und Frommen des Zentrums. Die „Kreuzztg." geht in diesen Bemühungen nahezu bis an die Grenze der Verleumdung, indem sie den liberalen Parteien unterstellt, daß der Zweck ihrer Koalitionsbemühungen darin bestehe, Sozialdemokratie und Zentrum zu einem Wahlbündnisse zu bringen und dadurch die Stellung des Zentrums in den Augen der Regierung zu erschüttern. Die „Kreuzztg." traut damit also den liberalen Parteien die Rolle der „Lockspitzel" zu. Diese Unterstellung der „Kreuzztg." aber ist um so dümmer, als Sozialdemokratie und Zentrum im Großherzogtume Baden bei den Wahlen immer gut Freund gewesen sind, und als das Zentrum die Abbröckelung des nationalliberalen Besitzstandes im badischen Landtage und damit die Stärkung seines eigenen Einflusses im Parlamente sowohl wie auf die Regierung in erster Reihe der Sozialdemokratie verdankt. Soweit die badischen Demokraten sich noch nicht darüber klar sind, daß die Zukunft des liberalen Gedankens in Baden von der Einigkeit aller liberalen Gruppen abhängt, brauchen sie nur die Haltung der „Kreuzztg." mit einiger Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Cis- und Transleithanien.

Allmählich übt das parlamentarische Chaos in Ungarn seine Rückwirkungen auch auf Oesterreich aus. Aus der Schwäche Ungarns schöpft man in Oesterreich neue Ermutigung, um bei der Erneuerung des Verhältnisses mit Ungarn in der einen oder anderen Form nicht wieder den Kürzeren zu ziehen. Einflußreiche Großindustrielle, wie jüngst der Montanverein, verlangen, was die Landwirtschaft längst befürwortet hat, die Lösung des Zoll- und Handelbündnisses mit Ungarn, also die wirtschaftspolitische Trennung des Reiches, und weit über die deutschnationalen Kreise hinaus neigt man der Auffassung zu, daß der Abschluß eines neuen Ausgleichs mit Ungarn kaum möglich sein wird und daß es über kurz oder lang zu einer Personalunion kommen muß, falls der einheitliche Bestand des Heeres durch Zugeständnisse an den ungarischen Chauvinismus gelockert werden sollte. Hoffentlich wird es zu solchen Zugeständnissen nicht kommen. Das Verhalten der magyarischen Politiker kann nachgerade nicht mehr imponieren, denn im Grunde genommen kämpfen in Pest nicht Parteien, sondern nur Persönlichkeiten um die Macht, was sich kaum noch verhüllen läßt.

Das Vlämische im Walenland.

Wir hatten schon Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß mehr und mehr auch das Stammesbewußtsein bei den Vlämen im Walenland wach wird. Es gibt nämlich ein paar Hunderttausend Vlämen, die beständig oder vorübergehend im Walenland arbeiten, sowohl in den Kohlengruben, als in den riesigen Stahl- und Glasgewerkschaften. In Lüttich allein schätzt man die vlämische Bevölkerung auf rund 35 000; ohne Stammesbewußtsein wären diese Tausende fürs Vlämen- und zugleich fürs Germanentum verloren. In dieser Stadt nun haben sich die Vlämen zusammengetan, um die Stammesgenossen durch vlämische Feste und sonstige Vergnügungen, vlämische Vortragsabende und Leihbüchereien zusammenzuhalten, aneinander einen Rückhalt zu geben und so das vlämische Stammesgefühl lebendig zu erhalten. Dieses Streben wird fernerhin wesentlich gestützt werden durch den vlämischen Studenten-Verein in Lüttich. Diese jungen Leute haben eingesehen, daß sie gute vaterländische Arbeit zu verrichten haben, indem sie sich nicht bloß um ihre vlämischen Mitstudierenden bekümmern, sondern sich ihrer Stammesgenossen, die zum Arbeiterstand gehören, annehmen und diesen Zugang gewähren zu ihren Festen und Vergnügungen. Es ist jetzt die Rede davon, auch Vorträge für die arbeitende Klasse einzurichten, um dort aufklärend zu wirken. So bekommen die wenig Entwickelten, die sonst mit ihrer ungebildeten Umgangssprache drohen, in dem walisch-französischen Strudel unterzugehen, das Gefühl, daß ihre eigene Muttersprache ebensogut eine gebildete Sprache ist als das verhunzte, stolze Französisch. So kommt es denn auch, daß die Vlämen, die sich sonst allzuleicht schämten, ihre eigene Sprache zu sprechen und sich lieber für Walen ausgaben, jetzt die bedeutende Anzahl ihrer Stammesgenossen erkennen, mit Selbstbewußtsein auftreten und so den Walen Respekt einflößen. Diese Bewegung hat nun bereits einen ganz außerordentlichen Erfolg zu verzeichnen. Er ist um so bedeutungsvoller, als gerade in Lüttich eine walische Bewegung mit dem ausdrücklichen Zweck, die vlämischen Forderungen zu bekämpfen, besteht und ein eigenes Kampfblatt „L'âme wallonne" herausgibt. Im vorigen Jahre hatte die Gemeindeverwaltung nämlich probeweise freie vlämische Lehrgänge in den Gemeindeschulen eingerichtet. Aus dem Bericht, den sie nunmehr erstattet, geht hervor, daß dieser Versuch äußerst günstig ausgefallen ist; die Anzahl der Schüler, die sich einschreiben ließen und bis zuletzt ausgehalten haben, ist ungemein groß und übertrifft alle Erwartungen. Daher hat der Gemeinderat jetzt beschlossen, diesen Versuch weiterzuführen und noch mehr zu verallgemeinern. Es sollen jetzt in den verschiedenen Stadtvierteln in den Gemeindeschulen solche Lehrgänge der vlämischen Sprache eingerichtet werden. Einige andere walische Städte, wie Namur, Doornik, waren in dieser Hinsicht zwar vorausgegangen in Lüttich war man aber bisher vor der Haltung der Vlämen-Feinde zurückgeschreckt, sodaß der jetzt erreichte Erfolg um so höher anzuschlagen ist. Denn vor sechs Jahren hatten die Vlämen in Lüttich eine Bittschrift an die Gemeindebehörde gerichtet, in der sie die Forderung nach vlämischem Unterricht in den Gemeindeschulen für vlämische Kinder stellten. Kaum aber hatten die walischen „Vorkämpfer" davon Wind bekommen, als sie eine Gegen-Bittschrift einreichten, man möge dieses Gesuch ablehnen, und damals gab der Gemeinderat nach. Aus alle dem darf man die Hoffnung schöpfen, daß nicht mehr, wie durch Jahrzehnte hindurch, die Vlämen die Lücken im walschen Volkskörper ausfüllen werden, da die Walen sich ähnlich wie die Franzosen nur sehr schwach vermehren und bisher ihren Volksbestand nur durch die Verwälschung der Vlämen aufrecht erhalten haben. Erhalten sich die Vlämen nunmehr aber auch im walschen Sprachgebiete in ihrer Nationalität, dann muß das zahlenmäßige Uebergewicht der Vlämen rasch zunehmen, dem früher oder später das politische Uebergewicht sicherlich folgen muß.

Das Verhältnis Indiens zum englischen Mutterlande

hat in neuester Zeit eine eigentümliche Beleuchtung durch die Zumutung erfahren, daß die Kolonie einen Teil der durch die Verstärkung der Garnison in Britisch-Südafrika erwachsenden Mehrkosten tragen solle. Wie Lord Hamilton, der Staatssekretär für Indien, anläßlich einer Anfrage im Unterhause erklärte, hat die indische Regierung sich gegen diesen „Vorschlag" der britischen Reichsregierung ausgesprochen. Dieser Vorgang erinnert an ein ähnliches Vorkommnis im Anfang dieses Jahres, wobei es sich um die Bestreitung der Mehrausgaben handelte, die infolge der Solderhöhung für die britische Armee in Indien, über deren mangelnden Ersatz bekanntlich seit längerer Zeit geklagt wird, zu erwarten sind. In der Angelegenheit hat ein bemerkenswerter Schriftwechsel zwischen dem Kriegsamte und der indischen Regierung stattgefunden, der kürzlich in einem Weißbuche veröffentlicht worden ist. Am 26. Februar 1902 trat das Kriegsamt mit der Forderung hervor, daß die Bestimmungen über die Dienstzeit, Urlaubsbewilligung, Kapitulation usw. der britischen Soldaten in Indien abgeändert und besonders ihre Bezüge aufgebessert werden müßten, da es sonst nicht möglich sei, die für die Besetzung bezw. Ablösung der militärischen Stationen erforderlichen Ersatzmannschaften für den Dienst in den Kolonien zu gewinnen. Die jährliche Mehrforderung für die Erhöhung der Löhnung betrug rund 15,7 Millionen Mark, und es entstand nun die Frage, wer diese Mehrausgabe bestreiten solle. Der Vizekönig von Indien erwiderte, daß es zweifellos in weit höherem Maße imperialistische Interessen als spezifisch indische Bedürfnisse seien, die durch den erhöhten Betrag für den Unterhalt und Sold der britischen Truppen befriedigt werden sollten; demgemäß erklärte er es für angemessen, daß die Mehrausgabe zur Hälfte von der Kolonie Indien und vom Reichsschatzamte getragen werde. Der Staatssekretär für Indien, Lord George Hamilton, unterließ es, dieses Anerbieten dem Kriegsamte zu unterbreiten, und schlug seinerseits vor, zunächst solle die Erhöhung des täglichen Soldes um 2 Pence, im Gesamtbetrage von jährlich 4,5 Millionen Mark, auf die Einnahmen der Kolonie übernommen werden; der Rest von 11,2 Millionen Mark, der gefordert werde, um den Kapitulanten für das Milleniajahr 1904 einen Zuschuß von täglich 6 Pence zu bewilligen, solle nach demselben Grundsatze, der für die Aufbringung der Kosten des Heerwesens in Indien in Anwendung komme, auf das Reich und die Kolonie verteilt werden. Da eine Einigung nicht zu stande kam, wurde die Angelegenheit dem Lord Oberrichter, dem Präsidenten des Hohen Gerichtshofes für Angelegenheiten des Fiskus, überwiesen. Lord Alvestone hat nunmehr dahin entschieden, daß die gesamten Mehrausgaben für die in Indien stationierten englischen Truppen vom 1. April 1904 ab auf die Einkünfte Indiens zu übernehmen sind. Danach wird man annehmen dürfen, daß die britische Regierung von ihrem Vorhaben, die Mehrkosten für die in Aussicht genommene Erhöhung der militärischen Streitkräfte in Südafrika der indischen Bevölkerung aufzubürden, nicht abgehen wird.

Feuilleton.

Renate von Grieben.

10]

Roman von Hermann Birkenfeld.

Nachdruck verboten.

Alma hebt die Glutaugen voll zu ihr empor. Auch ihre Wangen deckt heißes Rot.

„N—nein, Renate, wo denkst du hin? Ich würde mich fürchten und — zu Tode schämen. Und dennoch, wenn er es täte —"

Renate fährt es wie ein Dolchstich durch die Brust.

Sie hat sich nicht zu Tode geschämt. Aber jetzt, jetzt schämt sie sich — ihrer Feigheit. Warum nicht den andern das, was alle Welt in Kürze wissen wird, offen sagen, ohne Stolz (ja, wenn es ohne Stolz ginge!) — Auge in Auge? Sie würde eine Freundin verlieren, aber — was wäre das? Sie hält nicht sehr viel von rasch geschlossenen Mädchenfreundschaften. Diese erbärmliche Feigheit!

Lügen, immer lügen müssen!

Als Alma eine Viertelstunde später ihr Zimmer verließ, hatte sie aufgeatmet.

Und dann kam jener Berliner Brief.

Und dann — vierundzwanzig Stunden nachher — steht sie mit Herrn Vollhard (er hatte es nun doch nicht anders wollen, als ihr das Geleit zu geben) am Fahrkartenschalter der Riedstädter Station. Obwohl sie dem Glück entgegenfährt — gestern abend noch hat sie von ihm Nachricht erhalten, er werde, sobald Baron Lietheim wieder auf Sölde eintreffe, nachfolgen —, sind ihre Lider gerötet: denn der Abschied von Fräulein Hengler war ihr nicht leicht geworden, so liebevoll forschend hatte Tante Friederikens Auge in ihren Zügen zu lesen gesucht. Lina Salzmann hatte auf die Nachricht von des gnädigen Fräuleins plötzlicher Abreise nur ein paar unverständliche Worte gebrummt, das Zehnmarkstück aber, das Renate ihr angeboten, mürrisch zurückgewiesen: „Lassen Sie man. For mir habe ich bei unserem Fräulein genug zum Leben, und zum Heiraten bin ich nachgerade zu vernünftig geworden" — worüber Tante Friederike in ihrer gutherzigen Art allerdings gelacht, die stolze Renate aber beinahe Tränen vergossen hatte.

Nun steht Georg Vollhard bei ihren Koffern neben der Gepäckwage und überwacht den Beamten, als habe er ihn im Verdacht, falsch zu wiegen, starrt dann so eindringlich auf den frisch aufgeklebten Zettel „Von Riedstädt nach Berlin, Lehrter Bahnhof", daß Justine Frydag, die einzige — gottlob einzige — der Riedstädter Damen, die Renate begleitet hat, belustigt ausruft: „Ja, ja, Herr Vollhard, es stimmt!"

Er wiederholt ihre Worte, nur in anderer Reihenfolge: „Es stimmt, ja, ja", und bringt Renate Billett und Gepäckschein.

„Vierundzwanzig Mark sechzig und drei Mark Ueberfracht", spricht er gewissenhaft, und erst, als er die beiden Goldstücke, die Renate für ihn aus ihrer silbernen Börse fischt, in der Hand fühlt, scheint er sich das Komische seiner Lage bewußt zu werden.

„Aber, gnädiges Fräulein —"

„Wie denn? Ich soll mir doch nicht die Rückreise bezahlen lassen?"

Hochrot im Gesicht, gibt er auf das empfangene Geld heraus.

Die Goldstücke aber schiebt er in die Westentasche.

„Er hat eben für jedes Ding sein besonderes Fach", denkt Renate und tritt mit Justine in das Wartezimmer.

Hernach am Waggon die üblichen Redensarten.

Wenn doch der Zug endlich abführe!

Renate ist nie eine Freundin von Bahnhofsgeleit gewesen, heute aber weniger denn je.

Justine wischte sich mit dem Taschentuch die Augen und bittet: „Schreibe bald", und Vollhards Gläser sind unverwandt auf ein und denselben Fleck gerichtet — „wie die Laternen vor der Lokomotive", denkt Renate. Daß der Fleck ihr eigenes Gesicht und dieses unverwandte Anglotzen unanständig ist, scheint er nicht zu empfinden.

Worte hat er bislang kaum für sie gehabt. Nun — endlich — will er wirklich etwas sagen?

„Ich — Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein. Werden uns wohl schwerlich wiedersehen, aber — wenn Sie 'mal jemand brauchen — in Verlegenheit — Rat gern bereit — in allen Fällen."

„Adieu, Herr Vollhard!"

„Abfahren!" ruft der Stationsvorsteher und winkt mit dem Arm; „bitte die Herrschaften, etwas zurückzutreten!"

„Adieu, Fräulein —"

Beim Näherkommen des Beamten hat Georg Vollhard zum ersten Male die Richtung seiner Blicke geändert. In demselben Augenblicke aber nimmt sein Gesicht einen ganz neuen Ausdruck an. Irgend etwas Abnormes ist ihm vor die Brillengläser geraten — etwas so Außergewöhnliches, daß Renate, noch einmal zu Justine und ihm hinausnickend, der Richtung der Goldumränderten folgt und sieht, wie ein Mensch in grauem Paletot, einen verschlissenen Koffer in der Hand, im letzten Augenblick in ein Coupé dritter Klasse springt.

Noch eine Minute lang steht Justine tuchwehend auf dem Bahnsteig. Als sie sich umdreht, ist Vollhard verschwunden. Durch das Stationsgebäude schreitend, entdeckt sie ihn, wie er mit dem Finger auf dem großen gelben Lokalfahrplan herumfährt.

„Jetzt halb zehn — zwei Uhr fünfzehn — sechs Uhr zwanzig — acht Uhr sechsunddreißig — elf Uhr fünfundvierzig. Hm! — Dummheiten! Hätte gleich sollen — im schlimmsten Fall ja nur sechs Mark Risiko für Einsteigen ohne Billett — Dies Gesicht hm! — elf Uhr fünfundvierzig!"

„Sie wollen doch nicht auch verreisen, Herr Vollhard?" fragt das stets zu harmlosem Mutwillen aufgelegte Pfarrerstöchterlein.

Er dreht sich um.

„Was wollen Sie? — Ah so, Fräulein Frydag. — Nein, nein, das heißt ja — in Geschäften, wahrscheinlich. Ich — ich sah nur nach, wann Fräulein von Grieben wohl in Berlin sein wird. Sehe, sechs Uhr zwanzig hm! — Und dann hätte sie noch eine weite Droschkenfahrt, wie?"

Justinchen zieht die Schultern hoch.

„Ich bin ja im Leben nicht dagewesen und weiß nicht, wie weit es vom Lehrter Bahnhof bis in die Hedemannstraße ist."

„Hedemannstraße, ach so! Ja, das ist eine ganze Strecke — — wird müde werden. Wissen Sie das genau?"

Die Kleine sieht ihn reichlich verwundert an. Renate ist wohl durch ihre Abreise erst seiner Rücksicht wert geworden? Ueber diesen Gedanken vergißt sie schier das Antworten.

„Ja, wissen Sie das genau?"

„Aber natürlich!" lachte sie. „Hedemannstraße 43, zwei Treppen — es mag unbequem genug sein, sie zu steigen, aber Erich Buschkorn und mein Bruder Konrad wohnten ja als Studenten gar vier. Auf sechsundsiebzig Stufen steigt der Pilgrim zu der steilen Höhe, deklamierte Konrad mit Vorliebe."

Vollhard hat die Brille abgenommen, reibt erst an seinen Augen, dann an den Gläsern herum, schaut unter geröteten Lidern Fräulein Frydag an und seufzt:

„Sechsundsiebzig — — Was sagten Sie? — Das ist 'ne Majorswitwe, die — Tante von Fräulein von Grieben, nicht?"

„Noch dazu eine ziemlich arme, wie Renate sagte."

„Hm! So, so! Hedemannstraße 43 — — ja, eine halbe Stunde Wagenfahrt mag das werden."

„Sie scheinen sehr besorgt um Fräulein von Grieben."

Nun hat Georg Vollhard die Brille wieder auf der Nase. Und nun erhält Justine von ihm nur noch einen mürrischen Seitenblick und dem Gehege seiner Zähne entfährt etwas wie ein kurzes Grunzen.

Und auf dem ganzen langen Heimwege wagt sie kein Wort mehr.

„Ist es wahr, daß du plötzlich reisen mußt?" fragt Tante Hengler ihren Neffen hernach bei Tisch.

Georg hat gerade den letzten Tropfen Suppe ausgelöffelt, lehnt sich nun ein wenig zurück und spricht, die Serviette zum Munde führend:

„Ach so, die Reise! Ja, ja, hätte fast vergessen, dir davon zu sprechen. Depesche bekommen von — von Kramer und Wiesenstein in H — — — gefährliche Konkurrenz zu befürchten. Handelt sich um ein neues Verfahren, das sie eventuell ausbeuten wollen, ja — — hm! — Lina hat es dir wohl gesagt?"

„Das mit der Reise, freilich. Ich wußte es ja der Wäsche halber wissen."

Georg nickt.

„Ach ja, der Wäsche halber — — Bitte, nicht zu viel, liebe Tante! So für höchstens acht Tage —"

Tante Friederike sieht verwundert auf.

„So lange also?"

Er rückt unruhig auf seinem Stuhl herum.

„Konjunkturen, Tante! Möglich, daß ich von H. direkt nach Berlin fahre; denn der Kuckuck weiß, ob Kramer und Wiesenstein da nicht schon irgend einen Patentanwalt im Auge haben, die Geschichte zu fruktifizieren. Ich bin wirklich außer stande — — wie lang ich bleibe — — möglich, daß ich schon in zwei Tagen zurück — möglich auch, daß — hm! Der Spargel ist gut. Vom Gärtner Fredekind?"

„Diesmal nicht. Lisa war des Schinkens wegen bei Schlächter Kröger, da hatte die Frau gemeint, sie könnte auch gleich den Spargel dazu nehmen."

„So, so? Kröger hatte doch erst vor drei Jahren gelegt und sticht schon? Schöne Stangen, zart, Mittelmaß —"

„Und wohlfeil. Fünfundvierzig Pfennig! Fredekind nimmt fünfzig und fünfundfünfzig fürs Pfund."

„Allerdings sehr erfreulich. Ja, Kröger — ordentlicher Mensch, bescheiden, fleißig, solid —".

„Nun, uns kann er den Spargel schon etwas billiger